Nein, der handelnde Theil und der leidende waren vertreten durch meinen Vater und mich, und dennoch war die Bekanntschaft Freytags die Ursache besagter Ohrfeige. Das kam nämlich so: Ich saß vor dem Tisch in meines Vaters Arbeitszimmer und auf dem Tisch vor mir lag „Ingo“ und „Ingraban“ und ich las so eifrig in dem Buche und hatte mich so an den hochtönenden Worten berauscht, dass ich mich fast schon mit dem Heerkönig der Vandalen indentificierte, dass ich glaubte, mit ihm auf dem Kriegspfad wider den listigen Fürsten der Thüringer zu schreiten. Aus diesem stolzen altgermanischen Traum wurde ich nun höchst unsanft erweckt, erweckt durch ein schmerzendes Gefühl auf meiner Backe und, als ich Vandalenkrieger in die Höhe fuhr, um nach meiner Streitaxt zu greifen und mich blutig für den erlittenen Schimpf zu rächen, sah ich meinen Vater vor mir, und zugleich war mir sein strenges und berechtigtes Verbot gegenwärtig, heimlich mich über den Bücherschrank herzumachen, um dort verbotene Lesefrüchte zu sammeln. Ach, vor dem väterlichen Anblick sank dem Genossen Ingos bald der Muth und er musste mit einer blassen, einer rothen Gesichtshälfte betrübt das Zimmer verlassen, und den Helden allein seinen Todeskampf wider die schöne und böse Königin ausfechten lassen.

Aber so lange es richtige Jungens gibt, werden sie heimlich verbotene Bücher lesen, heimlich Cigarren rauchen und sich allen Schulverboten zum Trotz heimlich zum männermordernden Zweikampf herausfordern, um mit großen Rosinen im Kopf, verdorbenen Mägen und gänzlich undefinierbaren braunen und blauen Flecken als Folgen solcher heimlichen Thaten herumzulaufen. Folglich hatte ich trotz alledem und alledem bald die Lectüre des Buches beendet und schwärmte für den Dichter, der so kräftige Heldengestalten geschaffen hatte und gar nicht unberechtigt erschien es mir, dass ich für ihn, mein Ideal, schon gelitten hatte. Denn das wusste ich doch schon, dass man für jedes Ideal auf dieser Welt zu leiden hat. — So war ich denn nicht wenig erfreut, als eines Tages meine Eltern und wir Kinder zu meinem Onkel Wolf Baudissin — dem bekannten Shakespeare-Uebersetzer — auf seinen Wachwitzer Landsitz eingeladen wurden und es in dem Schreiben hieß, Gustav Freytag wird da sein. Ich gieng zitternd vor Erwartung hin, indem ich wähnte, in dem Dichter einen Mann zu sehen, der den Helden ähnelte, die er beschrieb, etwa einen blondbärtigen Recken, der mit schallender Stimme hochtönende Worte zu den Hörern spräche, einen trinkfrohen Zecher, der den vollen Becher ebensogut zu leeren wüsste, wie er das Schwert zu führen verstünde. Ach, ich erlitt eine große Enttäuschung, die Wirklichkeit entsprach wieder einmal so gar nicht dem Ideal: ein gemessener älterer Herr ohne jeglichen Bart, der wie jeder andere Mensch redete, und uns Kinder kaum beachtete, trat uns entgegen. Und sicherlich ahnte er nicht, als der schüchterne Schulknabe vor ihm stand, welche Ideale er ihm in diesem Augenblicke zertrümmerte! Und so betrübt war ich selbst über die Enttäuschung, dass ich mich nicht mehr erinnern kann, was Freytag an jedem Tage gesprochen, worüber bei Tisch geplaudert wurde, ich weiß nicht einmal, ob es an jenem Tage war, dass die köstliche Geschichte passierte, die mein seliger Vater stets mit größtem Behagen erzählte und die hier ihren Platz finden mag.

Freytag, mein Onkel Baudissin und noch einige Tischgäste, die auf literarische Bildung Anspruch machen konnten, waren nämlich über ein philosophisches Citat in Streit gerathen. Freytag behauptet, es stünde im Kant, mein Onkel wollte es im Fichte gelesen haben und jeder beharrte fest und steif auf seiner Meinung. Man erhitzte sich sogar und ein jeder suchte es dem andern zu beweisen, dass der von jenem angeführte Autor es unmöglich gesagt haben könnte. Während man noch so stritt, trat der alte Diener meines Onkels leise zu ihm heran und flüsterte ihm etwas ins Ohr. Mein Onkel hörte die Worte voll Staunen und ein Lächeln zeigte sich plötzlich auf seinen Zügen, dann sagte er: „Eine neue Conjunctur ist aufgetaucht, meine Köchin läßt sagen, die Stelle stände in Herders Ideen.“ Natürlich erhob sich ob der philosophischen Köchin ein allgemeines frohes Gelächter; als man aber nach Tische nachschlug, war das beschämende Resultat, dass die Köchin recht gehabt hatte, und sämmtliche gelehrte Streiter im Irrthum gewesen waren. Um aber der alten Therese nicht unrecht zu thun, muss ich hinzufügen, dass ihre Kochkünste so beschaffen waren, dass man mehr auf ein eifriges Studium des Brillat-Savarin als Herders schließen musste.

Doch zurück zu meiner Bekanntschaft mit Freytag. Meine persönliche war nach diesem ersten Zusammentreffen für lange Zeit unterbrochen. Desto besser lernte ich ihn durch seine Werke kennen. Erst schwärmte ich für die „Ahnen“, dann für „Soll und Haben“, später erst ward mir der Reiz der „Bilder aus der deutschen Vergangenheit“ verständlich, und dann — na dann kam die Zeit, wo ich meine Ideale anderswo suchte, wo ich sehr, aber sehr jungdeutsch wurde und wo ich über den alten Schulmeister Freytag im Innern gar oft mitleidig gelächelt haben mag. Doch, Gott sei dank, auch diese Zeit gieng vorüber; ich fieng selbst an zu schreiben und während der Arbeit gieng mir denn doch ein Licht auf, über die Kunst und über das Wissen, das in den Büchern Freytags enthalten ist, und der alte Meister stieg plötzlich wieder aus der Versenkung vor mir auf. — Und nun wollte es der Zufall, dass ich wieder persönlich mit ihm in Berührung kam, dass er den jungen Lehrling seines Umgangs würdigte. Freilich, mit meiner Familie, mit meiner Mutter war er stets im Verkehr geblieben, hatte aber den Sohn aus den Augen verloren. Gerade war damals mein erster Roman in der Frankfurter Zeitung erschienen und mein erstes Stück am Gothaer Hoftheater aufgeführt worden. Ich selbst war in Gotha und dort traf ich bei einer durchreisenden Verwandten Freytags der einige Tage vorher auf seinem Landsitz Siebleben eingetroffen war. Bei dem flüchtigen Wiedersehen sprach der gütige Mann anerkennend über mein Streben und forderte mich auf, ihn möglichst bald zu besuchen. Das that ich nun auch und auf diese Weise war es mir möglich öfter mit ihm zusammen zu kommen und in seinem Haus zu verkehren, als mich später ein schweres Leiden auf das Krankenlager warf, schon der Hochbetagte die drei Treppen nicht und suchte den Patienten auf, um einige Stunden mit ihm zu verplaudern.

Heute nun, wo Freytag nicht mehr ist, will ich gerne einiges von dem, was er mir gesagt, erzählen, indem ich meine, dass das was ich zu berichten habe, nicht ganz ohne Interesse sein wird. Freilich vieles, was ich sagen möchte, darf ich nicht sagen, weil ich von den Verstorbenen selbst weiß, dass er eine Veröffentlichung nicht wünschen würde.

Wenn man von Gotha die Straße nach Erfurt einschlägt, gelangt man nach kaum einer Viertelstunde Wegs nach dem Dorfe Siebleben und hier ist es, wo Freytag einige Sommermonate zu weilen pflegte. Das Haus, ein Edelsitz aus dem vorigen Jahrhundert, mit einem großen, schön gepflegten Garten, gehörte zu Goethes Zeiten dem Minister von Frankenberg und oft hat Goethe bei seinem Gothaischen Freund hier geweilt, und manches unsterbliche Gedicht mag in diesen Räumen entstanden sein. Und wirklich, es ist ein Aufenthalt zum Dichten, die blauen Thüringer Berge, der ragende Inselsberg, der Heuberg, die bewaldete Masse des großen Seeberg, locken sehnsüchtig von Fern her und die Kuppeln der drei Gleichen, auf denen einst der Niederhof und die Mühlburg gestanden haben, senden dem Dichter ihren Gruß ins Haus, der einen neuen Reiz ihnen neben dem der Sage verliehen hat.

Hier suchte ich Freytag auf und abermals war ich erwartungsvoll ihn zu sehen, wie ich es als Schulknabe gewesen war. Freilich war mein Gefühl heute ein anderes wie damals. Ich meinte die ersten Erfolge hinter mir zu haben und wenn wir Producierenden ehrlich sind, fühlt man sich ja in solchen Momenten sehr selbstbewusst, ein jeder glaubt ein ganz neues und gutes Wort gesprochen zu haben, ein jeder meint, das in der Phantasie Erstrebte wirklich auch erreicht zu haben. Ich wollte vor Freytag also so etwa mit dem Gefühl hintreten: anche io sono poeta. Als mir nun aber der freundliche alte Herr in seinem Arbeitszimmer entgegentrat, in seinem Arbeitszimmer, das so einfach und schlicht aussah, wie nur das Arbeitszimmer eines deutschen Gelehrten aussehen kann, aber auch so heimlich und behaglich, — als er mich in seiner würdigen und doch herzlichen Weise begrüßte, da mussten ich all der erhebenden und glücklichen Stunden gedenken, all der beglückenden und anregenden gedenken, die ich ihm verdanke, und meine Worte mögen recht ungeschickt gelautet haben, der große Haus war plötzlich sehr klein geworden. Doch verstand es Freytag, mir bald meine Verlegenheit und Scheu fortzuplaudern. Trotz seiner 76 Jahre war er damals noch ein stattlicher und rüstiger Mann von Gestalt, die noch gerade und aufrecht sich hielt, er gehörte zu jenem Schlag von Männern, wie Wilhelm I. und Bismarck, die die Bürde des Alters mit Leichtigkeit tragen und deren Geist elastisch geblieben ist, das merkte man schon nach den ersten Worten, die man mit ihm gesprochen. Bald waren wir denn auch im eifrigen Gespräch und ich muss bemerken, dass es sich sehr angenehm mit Freytag plauderte. Er hatte die schöne Eigenschaft, die man bei berühmten Männern nicht allzuhäufig findet, auch auf die Worte der anderen zu hören und nicht nur sich selbst vernehmen zu wollen. Wie es eigentlich selbstverständlich ist, wandte sich unser Gespräch bald der Literatur zu, Freytag frug mich über meine Arbeiten, meine Erfolge und meine Erwartungen.

Da gerade ein Stück von mir in Berlin angenommen war, waren letztere natürlich sehr groß, und lächelnd hörte der Alte dem Jungen zu, wie jener von seinen Ideen [illegible] Theater und die Schauspielkunst berichtete. Ich wollte [illegible] che Proben machen, glaubte, dass meine perf[illegible] für die Schauspieler nützlich sein [illegible] n. s. [illegible] ach mich: „Wenn ich Ihnen einen [illegible] n Sie sich bloß Lesepro[illegible] ist dazu da, Dichter den [illegible] sollen; er [illegible] zeige, den der Grund[illegible] danken geben. spielers [illegible] o ist es So Haben [illegible] ung im De Probe [illegible] nnen Sie dann [illegible] Hilfen wi stell[illegible] och würd auf [illegible] eit des ver[illegible] urch i[illegible]

hinderlich sein, und Sie nur in Ihrer Arbeit aufhalten. Schritt für Schritt soll sich ein Schriftsteller das Terrain, d. h. das Publicum, erobern, denn jedem Menschen, auch dem tüchtigsten, thut der Kampf im Leben noth. Und noch eins kommt hinzu, nach einem allzu großen Erfolg können Sie in den Augen des Publicums keinen Fortschritt mehr machen, vielmehr wird jedes folgende, gleich gute Stück selbst von der Kritik als ein Rückschritt betrachtet werden, da man von dem Augenblick des großen Erfolges an nur mit den ausschweifendsten Erwartungen und höchsten Anforderungen an einen Künstler herantritt. Also nochmals, mein Wunsch für Sie und Ihresgleichen ist Kampf und abermals Kampf vor dem Erfolg.“

Ich kann mich nicht beschweren, dass dieser Wunsch Freytags nicht eingetroffen wäre, denn den Kampf sehe ich, den Erfolg noch nicht, und bei jedem allzu schrillen Pfiff auf der Straße muss ich an die reizenden Worte Rossinis denken, der bei derselben Gelegenheit sagte: „Das erinnert mich so sehr an meinen ersten Theaterabend.“

Nachdem meine Interessen abgehandelt waren, sprach Freytag seine Freude aus, dass in vielen Berliner Theatern doch noch ein so gesundes Repertoire vorherrsche. Ich fragte ihn, etwas verwundert, was er sich unter einem gesunden Repertoire vorstelle, worauf er mir erwiderte, dass er möglichst vollendete Vorstellungen der Classiker und Vorstellungen bürgerlicher Schau- und Lustspiele darunter verstünde. „Glauben Sie ja nicht, dass ich der neuen Kunst feindlich gegenüberstehe, dass ich mit dem Mißtrauen des Alters mich den Bestrebungen einer jungen Generation, einer anderen Zeit entgegenstelle, nein, im Gegentheil, mögen die Jungen nur arbeiten und dichten und ihre Kraft am großen Problem erproben, sie werden Raum finden, und haben ihn schon gefunden, ihr Können zu zeigen. Aber es gibt auch ein Publicum, und muss eines geben, das durchaus nicht im Theater Aufklärung über die großen Fragen der Zeit wünscht, sondern das sich nur am Schönen erheben und am Heiteren erfreuen will. Der Beamte, der am Tag sich ernster Arbeit hingegeben, der Kaufmann, der sein Geschäft mit seinen Sorgen verlassen hat, der Landwirt, der mit seiner Familie im Winter auf kurze Zeit in die Stadt hineinzieht, kurz und gut, unser Mittelstand, der nicht den Kreisen der Gelehrten und Künstler, nicht dem der Finanz angehört, sucht im Theater nicht Belehrung, sondern Erquickung, und die wird ihm durch ein solches Repertoire geboten, wie ich es erwähnt habe.“

Ich sah mich veranlasst, den Einwurf zu machen, dass wir nun leider sehr Mangel litten an guten Schau- und Lustspielen. „Oh, da irren Sie sich, wir haben ihrer eine Menge, und das Publicum weiß ganz genau, warum es seinen Moser und seinen L'Arronge liebt: — weil nämlich eine ehrbare Heiterkeit in ihren Stücken enthalten ist, sie machen keinen Anspruch, bedeutend zu sein und über die Noth des Tages den Hörer zu erheben, aber sie zeigen ihm diese Noth von der schalkhaften Seite und machen sie so erträglicher; die kleinen Leiden und die kleinen Schwächen beleuchten sie mit dem Licht des Humors, und in diesem Licht erscheinen sie versöhnend und belustigend, und so wirken sie auch Gutes, einem liebenswürdigen Spötter folgt man oft mehr, als einem ernsthaften Prediger. Mir sind diese Stücke stets lieber gewesen, als die ihnen folgenden Schau- und Lustspiele, die actuelle Fragen in pikanter Form behandeln wollen; größtentheils waren diese doch nur Nachahmungen der Franzosen, und die Grazie, die tändelnde Leichtfertigkeit, die herbe Satire jener geht uns völlig ab. Zu ernst sind wir und zu gewissenhaft, auch in der Frivolität gründlich, und das darf man nicht sein, denn dann wirkt sie verletzend. — Jedoch kann ich nicht leugnen, dass in der letzten Zeit ein großer, sehr großer Fortschritt gethan ist, die Ruhezeit ist beendet, ein neues Leben kündet sich auch in der Dichtkunst an. Wohl kann man die Ziele und die Ideale dieser neuen Zeit noch nicht genau erkennen, wohl dünkt uns Aelteren vieles recht ungefüg und ungelenk, aber was schadet das, eine jede neue Kunst hat ihre Kinderkrankheiten durchzumachen, jede muss ihre Sturm- und Drangzeit durchleben, den Classikern und den Romantikern ist es auch nicht besser ergangen. — Aber wie viele schöne Talente stehen jetzt schon in den Reihen der Jungen, und welche in[illegible]ante und bedeutende Werke sind von ihnen geschaffen. Mir selbst [illegible] anziehendste Gestalt unter ihnen Gerhart Hauptmann, eine [illegible]nd eine starke Individualität kündet sich in seinen Werken an. [illegible] einer der wenigen, die in Wahrheit zu den Auserwählten ge[illegible] So tüchtiges er aber auch bisher geleistet hat, so können [illegible] noch besseres von seinem reichen Talent erwarten, denn mich [illegible]dünken, als ob Hauptmann vorläufig sich selbst noch nicht [illegible]ätte, als ob er noch sein eigenstes Gebiet suchte, auf dem [illegible]t am besten gedeihen würde. Er schreibt noch allzu düster, [illegible]ichter muss auch dem Behagen und dem Frohsinn sein Recht [illegible]

[illegible]ch machte den Einwurf, dass das Düstere in Hauptmanns [illegible]gen wohl aus seiner politischen Anschauung zu erklären sei, [illegible] als bewusster Vorkämpfer des Socialismus sich naturgemäß [illegible] Negation befände, dass er daher in seinen Werken nur beste[illegible] Werte zerstöre und keine neuen schaffe.

„Ich glaube nicht, dass Hauptmann ein bewusster Vorkämpfer [illegible]s Socialismus ist, ich glaube überhaupt nicht, dass ein wahrer [illegible] Dichter bewusst einer Partei dient. Er muss producieren, weil ihn [illegible] sein Genie zum producieren zwingt, er sieht Gestalten vor sich, die nach Leben verlangen, und denen er das Leben geben muss: und so entsteht ein wirkliches Kunstwerk. Die philosophische oder politische Grundanschauung wird stets erst nach dem Erscheinen von den Interpreten hineingeheimnißt. Gewiss gibt es eine Tendenz-Poesie, aber diese wird stets unerfreulich wirken, weil sie einseitig, subjectiv, mit dem Verstand arbeitet. Vor allen Dingen werden auf solche Weise nur Typen, nie Individualitäten entstehen, und vornehmlich die socialistische Weltanschauung ist eine der Individualität feindliche.“

„Vielleicht erscheinen Ihnen diese Stoffe und diese Art zu dichten nur deshalb so fremdartig, weil lange Zeit hindurch nur gänzlich gleichgiltige Themata für das Theater verarbeitet worden sind, und weil, als sich die Jüngern wieder ernsten Fragen zuwandten, die Polizei ihnen sofort auf dem Nacken saß. Mit dieser staatlichen Bevormundung sind Sie doch sicherlich nicht einverstanden?“

„Gewiss nicht, das können Sie mir glauben, ein solches Ueberwachen der Kunst ist nicht scharf genug zu verdammen, und eine neue Richtung in Kunst und Wissenschaft hat man, weiß Gott, noch nie durch die Polizei und den Staatsanwalt getödtet, mit solchen Gegnern sind wir zu allen Zeiten fertig geworden. — Uebrigens kann man dem Publicum selbst getrost die Censur überlassen, vor allzu großen Ausschreitungen auf der Bühne schützt es sich selbst am besten, und es gibt dem Dichter eine weit bessere Lehre durch seine Censur, als es irgend ein Staatsanwalt kann; der Autor fühlt sich auf solche Weise nicht als Märtyrer, sondern lernt seine Schwächen erkennen. Wenn Sie aber meinen, das Rufen nach der Polizei wäre erst ein Erwerb der neueren Zeit, so täuschen Sie sich gründlich: das war nie viel anders. Als meine Valentine aufgeführt wurde, was schrieen da nicht die ängstlichen Seelen nach dem Staatsanwalt! Nicht wahr, das können Sie sich heute schon gar nicht mehr vorstellen? Heute erscheint einem das Stück so gänzlich harmlos, doch damals wirbelte es einen gewaltigen Staub auf. Sie sehen, die Zeiten und die Menschen bleiben sich im allgemeinen so ziemlich gleich.“

So plauderten wir noch eine Weile fort, über Dichter und Werke. Freytag erkannte das Streben und ernste Wollen der Jüngeren vollauf an, und freute sich an den Talenten, die sie in ihren Reihe zählen. Als ich ihm ausdrückte, wie sehr ich durch sein mildes und gerechtes Urtheil über die neue Kunst beglückt wäre, sagte er ein schönes Wort, das hier seinen Platz finden mag.

„Milde im Urtheil und Freude an jedem Talent gibt einem das Alter. Denn, wenn man am Abend seines Lebens angelangt ist und auf eine lange Zeit von Kämpfen und Irrthümern zurückblickt, wenn man selbst aber schon dem Kampf entrückt ist und sich der Abendruhe freut, so lernt man weit nachsichtiger und wohl auch gerechter über diejenigen urtheilen, die noch auf der Walstatt die Schlacht zu schlagen haben und die sicherlich das Beste wollen; denn schließlich kommt es im Leben am meisten auf ein redliches Wollen an.“

München. Victor Naumann.

(Schluss folgt.)

Die weiße Schlange.

Es ist nun schon lange her, da lebte ein großer König, so weise und gelehrt, dass er darum im ganzen Lande bewundert und gepriesen wurde: denn er wusste alles, nichts konnte sich vor ihm verbergen. Er hatte aber eine seltsame Sitte. Immer, wenn von der Tafel alles abgetragen und gar niemand mehr zugegen war, musste ein vertrauter Diener noch eine Schüssel bringen; die deckte der König nicht eher auf und aß nicht davon, bis er ganz allein war. Das hatte lange schon so gedauert, da gelüstete es jenen Diener, auch einmal von der geheimen Speise zu kosten: er trug die Schüssel in seine Kammer, hob den Deckel und sah, dass eine weiße Schlange darin lag. Er schnitt ein Stück von ihr, aber kaum hatte er es gegessen, da gieng es ihm wunderlich: er verstand die Sprachen aller Thiere. Er verstand, was die Hunde bellten und was die Vögel sangen und was die Flöhe husteten. Und da vernahm er sonderbare Sachen. Hunde meldeten sich, die gar keine Hunde, sondern verzauberte Prinzen waren, und Enten, die wieder Königinnen wurden, und Raben, die schöne Jünglinge wurden, wie er nur ein gewisses Wort, das sie ihm nannten, sprach oder sie auf eine gewisse Weise berührte. So konnte er alle Verzauberungen lösen und gewann Macht und freute sich, dass er von der weißen Schlange gegessen hatte.

Dieses alte Märchen von der weißen Schlange will unseren armen und irren Menschen von heute nicht aus dem Sinn. Sie ahnen, dass rings alle Dinge in Verzauberung liegen und, wer das gewisse Wort hätte, sie wecken könnte. Das quält und drängt sie; sie sehnen sich und suchen. Die Väter hatten es besser: sie nahmen die Welt in ihrer täglichen Ungestalt, wie sie den Sinnen scheint, die Hunde als Hunde, die Enten als Enten, die Raben als Raben und weiter nichts, und keiner dachte an ihr Wesen hinter dem Scheine und sie fragten nicht, was die Hunde bellen und was die Vögel singen und wie sie in Prinzen oder Königinnen zu verwandeln sind. Aber plötzlich kommt der Glaube an die weiße Schlange jetzt zurück: diese anderen Menschen von jetzt und morgen fühlen, dass die Dinge anders sind, als sie scheinen, und ihren letzten Sinn, ihre innere Bedeutung möchten sie aus ihnen lösen;